Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 131 (1965)

Heft: 3

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

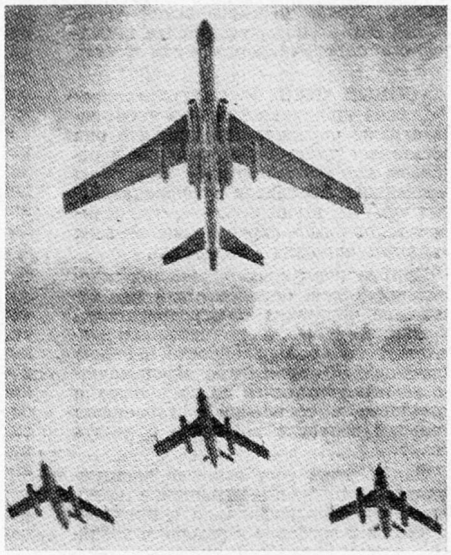
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

soldaten lag und in der militärischen Presse oft Bilder von solchen Übungen veröffentlicht wurden, scheint heute eine Änderung in der Einsatztaktik dieser Truppen eingetreten zu sein. Es werden vorwiegend kleine Mannschaftskontingente abgesetzt, dafür aber auch schwere Waffen gelandet, und zwar nicht nur mit Transportflugzeugen nach der Landung der Truppen, sondern ebenfalls mit Fallschirmen gleichzeitig mit der Landung der Mannschaft. Das Bild aus dem «Roten Stern» zeigt die Landung von schweren Feldgeschützen, wobei spezielle Plattformen aus Metallkonstruktionen verwendet werden, die die Geschütze vor Beschädigungen bei der Landung bewahren; sie werden mit vier Fallschirmen abgeworfen. gb



Die obenstehende seltene Aufnahme sowjetischer Kampfflugzeuge wurde in der Zeitschrift «Ekonomitscheskaja gazeta» vom 17. August 1964 kommentarlos veröffentlicht. Es handelt sich dabei um den zweistrahligen Mittelstreckenbomber Tu 16 (NATO-Bezeichnung «Badger») mit strategischen Luft/Boden-Lenkraketen unter dem Rumpf und drei zweistrahlige Überschall-Allwetterjäger von Jakowlew (NATO-Bezeichnung «Flashlight C») gb

Die russische Luftverkehrsgesellschaft «Aeroflot»

Die russische Luftverkehrsgesellschaft «Aeroflot» ist ein staatliches Unternehmen, das dem allgemeinen Verkehr inner- und außerhalb der Sowjetunion dient; zugleich ist es aber eine militärische Transportorganisation.

Generaloberst J. F. Loginow ist Chef dieser größten Luftverkehrsgesellschaft der Welt, die dreiunddreißig Hauptstädte – davon zwölf in Entwicklungsstaaten und neun innerhalb des Ostblockes – anfliegt. Die Gesellschaft ist militärisch organisiert und umfaßt 10 000 Piloten, 100 000 Mann Bodenpersonal und verfügt über 2000 Flugzeuge und etwa 450 Hubschrauber. Zum Aufgabenkreis der Gesellschaft gehören unter anderem auch die vormilitärische Ausbildung des Pilotennachwuchses und die Vorschulung von Fallschirmspringern, Segelfliegern und Piloten. Zudem ist die «Aeroflot» für Krankentransporte und Vermessungen zuständig. («Soldat und Technik» Nr. 11/1964) pr

China

Durch ein Mitte Januar vom Präsidenten der *Volksrepublik China* unterzeichnetes Dekret wird die *Dauer des aktiven Militärdienstes* für die Unteroffiziere und Soldaten der *Infanterie* und der übrigen chinesischen Landstreitkräfte auf *4 Jahre* festgesetzt, für die Truppen der Spezialwaffen und der Sicherheitskräfte des Territoriums auf 5 Jahre. Ebenfalls *5 Jahre* sind für die Unteroffiziere und Soldaten der *Luftwaffe* vorgesehen, während die Unteroffiziere und Matrosen der Seestreitkräfte 6 Jahre zu dienen haben, die Landtruppen der Marine 5 Jahre. Es handelt sich im Durchschnitt um eine *Erhöhung* der Militärdienstzeit bei allen Waffengattungen um 1 Jahr. Ferner ist China im Begriff, wie einem Artikel in der Wochenzeitung «Pekinger Revue» zu entnehmen ist, seine riesige *Milizarmee* weiter auszubauen, um im Kriegsfall über praktisch unerschöpfliche Reserven verfügen zu können. Der Miliz gehören sowohl Männer wie Frauen an; ihre genaue Stärke ist nicht bekannt. Die reguläre Armee verfügt über schätzungsweise 2,5 Millionen Mann. z

Japan

Das japanische Staatsbudget für 1965 sieht für Verteidigungszwecke 301 400 Millionen Yen, das sind 3717 Millionen Schweizer Franken, vor, was einer Erhöhung um 9% gleichkommt. Von dieser Summe sollen 196 Millionen Franken für den Bau von 30 weiteren *F104*-Düsenkampfflugzeugen verwendet werden. z

Indonesien

Nach den Schätzungen des «Instituts für strategische Studien» in London verfügt Indonesien über die größte und *stärkste* Armee in *Südostasien*, die total 412 000 Mann umfaßt, darunter 60 000 Fallschirmjäger. An *Ausrüstung* soll die Armee Indonesiens über 57-mm-Flabgeschütze und die dazugehörige Radarausrüstung sowie über mindestens eine 105-mm-Haubitzenbatterie, alles Waffen sowjetischer Herkunft, verfügen. Die Luftwaffe besteht nach den Schätzungen des Instituts aus über 100 sowjetischen *MiG*-Abfangjägern, ferner aus rund 70 Kampfflugzeugen, 125 leichten Flugzeugen und Helikoptern sowie 185 Transportflugzeugen. z

Iran

Die Vereinigten Staaten haben der persischen Armee eine Staffel von 11 Überschallflugzeugen des Typs *F5* geschenkt. Im Lauf der vergangenen 15 Jahre haben die USA an Persien militärische Ausrüstung im Gesamtwert von 650 Millionen Dollar übergeben. z

LITERATUR

General Henri Guisan. Von Hans Rudolf Kurz. 97 Seiten. Musterschmidt-Verlag, Zürich 1965.

Als 37. Band in der Reihe «Persönlichkeit und Geschichte» erscheint diese kurzgefaßte Biographie General Guisans in einem Zeitpunkt, da immer mehr Menschen die Geschehnisse und Personen des zweiten Weltkrieges nur noch vom Hörensagen und nicht mehr aus eigenem Erleben vertraut sind. Viele werden darum gerne nach diesem Büchlein greifen, das in kurzen Zügen das Leben des Generals und seine große Aufgabe in schweren Jahren der Bedrohung beschreibt. Die Aufnahme der Biographie in die genannte Reihe des bekannten Verlages bot aber vor allem auch die Gelegenheit, dem Auslande nicht nur die Person Guisans, sondern auch die Geschichte der Schweiz während des letzten Weltkrieges näher zu bringen. Auch diese Aufgabe erfüllt die Schrift vorzüglich. Kurz legt das Hauptgewicht seiner Darstellung bewußt auf die Rolle, welche Guisan im Bewußtsein unseres Volkes als Symbol unseres Widerstandswillens und eines gnädigen Geschickes spielte. Schade, daß der Druck nicht immer mit der gebotenen Sorgfalt erfolgte und im Umbruch sowie in der Interpunktion Fehler unkorrigiert stehen blieben. WM

Trotz Stacheldraht. Von Otto Raggenbaß. 221 Seiten. Verlag Südkurier GmbH, Konstanz 1964.

Auf der Naht, die Deutschland und die Schweiz trennt und verbindet, liegen zwischen Bregenz und Schaffhausen der Bodensee und der Rhein. Wie dieser Raum den zweiten Weltkrieg erlebte, sucht Raggenbaß nachzuzeichnen. Der Akzent liegt dabei auf den letzten Monaten des Krieges. Vorher durchzuckte nur gelegentlich eine geplante oder verfehlte Bombardierung die frontabseitige Idylle des Bodenseeraumes, der in den schwarzen Jahren nationalsozialistischer Herrschaft mehr das Trennende als das seit Jahrhunderten Verbindende zu spüren bekam, auch wenn die Naht durchaus nicht riß.

Begrenzter Raum, begrenzte Zeit: Angesichts der weltumgreifenden Geschichte des zweiten Weltkrieges und angesichts der inflationistischen Publikationswelle fragt man sich, ob es sinnvoll sei, ein Buch zu schreiben und herauszugeben, das sich mit dem Schicksal einer kleinen Gegend unmittelbar vor Kriegsende befaßt. Der Sinn kann damit gegeben sein, daß der Verfasser vor sich selbst Rechenschaft ablegen will, daß er mit der dokumentierten Darstellung alles subjektive Erleben auf ein «So war es!» bereinigen möchte oder daß er Schillers Wort eingedenk ist: «Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun», also einen Baustein zur späteren Gesamtgeschichte des Krieges beizutragen sucht. Der Autor verfolgt wohl alle diese Ziele, wenn er einen Tatsachenbericht vorlegt, der sich auf eigene Wahrnehmungen, Zeugenaussagen, Aufzeichnungen und Dokumente stützt. Aus dieser Absicht ist

ein reichhaltiges Bilderbuch entstanden, das mit Photos, Plänen und abgedruckten Dokumenten viel Anregendes bietet, auch wenn natürlich nichts Weltbewegendes geschildert wird. Von dieser Feststellung her gesehen, erhält der Band ein starkes Gewicht, wenn Carl J. Burckhardt ihm ein Vorwort schenkt und H. R. Kurz in prägnanten Zügen «Die militärische Stellung der Schweiz im zweiten Weltkrieg» umreißt, um das Detail mit dem großen Rahmen zu umfangen. Den andern Rahmen gibt A. Knoepfli mit einer hübschen, aber sehr knappen historischen Sicht über den Bodenseeraum.

Wir haben uns hier zu fragen, was der stattlich aufgemachte Band, der wohl als Konstanzer Dank an die Schweiz und vorab an Raggenbaß gedacht ist, uns Soldaten zu sagen habe. Ich sehe drei Themenkreise, die uns beschäftigen können. Der eine liegt in der Überschneidung von Politik und Militär. Weil die Armee ein politisches Instrument ist, gehört zwar wohl der Staatsführung der Vorrang, doch darf sie von der militärischen Führung weder Unmögliches verlangen noch sich militärische Entscheidungen anmaßen. Läßt sich im Normalfall eine saubere Kompetenzausscheidung einerseits und eine gegenseitig abwägende Fühlungnahme anderseits denken, wird das Verhältnis der Politik zum Militär dort verunklart, wo *eine* Partei sich herausnimmt, beide zu dominieren. Das wird vor allem dann gefährlich, wenn Rückschläge das Prestige oder gar die Existenz der herrschenden Partei gefährden und damit deren Träger zu einem Vabanquespiel treiben. Was Hitler etwa bei Stalingrad im Großen demonstrierte, spielte sich am Bodensee im Kleinen ab. General Schmidt konnte kaum mehr militärisch vernünftig handeln, weil er von desperat-fanatischen SS-Leuten überwacht war, die nach der Parole handelten: «Opfer müssen gebracht werden.» Diese Einstellung bewirkte zum Beispiel die Beschießung von Bregenz, wie sie auch um Haaresbreite den Kampf um Konstanz ausgelöst hätte.

Eine andere Seite des gleichen Problems zeigt sich etwa in Radolfzell, wo Panzersperren durch SS, HJ und Volkssturm verteidigt werden sollten und erst das Hissen weißer Fahnen durch einsichtige Behördemitglieder eine sinnlose Schießerei beendigte. Wieviel Zivilcourage es dazu bedurfte, demonstriert der Fall des Singener Bürgermeisters, der durch die SS gehängt und dessen Leiche mit der Anschrift versehen wurde: «So geht es Verrätern!»

Gegen solche Verzweiflungsakte im Sinne eines «Après nous le déluge» dürften wir wohl gefeit sein. Sie lehren uns aber immerhin, daß totalitäre Systeme bei Nachbarn die Gefahr für unsere Grenzgebiete erhöhen können und daß ganz allgemein saubere Kompetenzgrenzen zwischen Politik und Armee gezogen und die Verantwortlichkeiten genau festgelegt werden müssen.

Ein zweiter Problemkreis zieht sich um die Frage der Internierung. Dabei wird eine gewisse Spannung zwischen den amtlichen Vorschriften – die Neutralitätsrecht, eigene Möglichkeiten und Humanität auszuwägen haben – und dem Handeln an den Grenzübergängen kaum zu beheben sein. Daß bei St. Margrethen und Kreuzlingen bis Ende Juni 1945 rund 50000 Flüchtlinge aufgenommen wurden, stellt dem Territorialdienst und den Kantonen St. Gallen und Thurgau ein gutes Zeugnis aus. Heikler wird das Problem bei der Internierung von Streitkräften. Das erwies sich für die Besatzung von Konstanz. Ein Divisionsbefehl vom 25. April 1945 ordnete auch für die bei Kreuzlingen stehende Grenzbrigade an, daß «Voraussetzung für die Internierung ... eine effektive Bedrängnis der die Internierung nachsuchenden Militärpersonen» sei. Der Befehl war eindeutig. Dennoch beschwor er Gefahren herauf. Auf Schweizer Boden war zwischen den Alliierten und Deutschen ergebnislos verhandelt worden. Eine Bombardierung der Stadt Konstanz stand zu befürchten, was vielleicht auch schweizerisches Gebiet in Mitleidenschaft gezogen hätte. Bei der Grenzbrigade wie bei den Behörden herrschte darum die Ansicht vor, daß das «Risiko, mit welchem eine Verweigerung der Internierung verbunden gewesen wäre, in unserem eigenen Interesse nicht übernommen werden» könne. Diese Auffassung konnte zu einem leichten Fall von Handeln wider Befehl führen. Tatsächlich suchte der deutsche Kommandant am 26. April um 14.30 Uhr mit 130 Mann um die Internierung nach. Telephongespräche mit dem Divisions- und dem Armeekommando durchkreuzten sich mit Bewilligung und Ablehnung. Als aber um 14.15 Uhr die Bewilligung widerrufen wurde, waren die Kreuzlinger Tore bereits geöffnet, da französische Panzer schon beim Bahnhof Konstanz standen, und um 14.25 Uhr war die Internierung vollzogen. Der Fall zeigt, daß zuweilen ein eindeutiger Befehl nicht ebenso eindeutig befolgt werden kann. Das trifft wohl besonders dann zu – und damit umschreiben wir den dritten Problemkreis –, wenn Kampfhandlungen unmittelbar in Grenznähe stattfinden und damit die Gefahr besteht, daß schweizerisches Gebiet in die Kämpfe einbezogen wird. Das bedingt wohl Kontakte über die Grenze hinweg, die etwa durch das IKRK oder durch Behördevertreter gesucht werden müssen. Solche Kontakte verhinderten eine Beschießung der Stadt Konstanz, die Versenkung der deutschen Bodenseeflotte und halfen dann mit, den Bodenseeraum durch Regionalplanung verhältnismäßig rasch der Misère des Kriegsendes zu entheben: Verhandlungen mit der Besetzungsmacht und Hilfestellungen erwiesen nach dem 8. Mai 1945 die humanitäre Pflichterfüllung der neutralen Schweiz.

Leider sind im Buch einige Fehler stehen geblieben. So wird auf Seite 82 die Grenzschließung auf den 21. April 1945, 12.00 Uhr, auf Seite 107 aber auf den 20. April 1945 datiert, während im Bericht des Generalstabschefs (Seite 48) der 19. April 1945 angegeben wird. Auf Seite 184 wird die Kapitulation auf den 6. statt 8. Mai angesetzt, und auf Seite 155 spricht der Text von einer Anordnung Nr. 8, während das Bild Nr. 9 ausweist. In diesem Zusammenhang muß auch bemerkt werden, daß ein strenger Leser sich da und dort an der sprachlichen Form stoßen wird. Ein halbes Dutzend Beispiele seien angeführt. In der Formulierung, daß «der Angriff *von* Schaffhausen irrtümlich erfolgt» sei, wird Schaffhausen zum Angreifer gestempelt. Der Leser stutzt auch, wenn er ließt: «36 Todesopfer, *darunter* Kinder, Frauen und Männer.» Zeitlich unmöglich ist der Passus: «Als es noch dunkel *war, haben* einige Bürger die Sperren aufgebrochen.» Die komplizierte Aussage, «daß beim Vormarsch der 1. französischen Armee längs der komplizierten Nordgrenze Kampfhandlungen möglichst verhindert werden sollten», wäre besser darauf reduziert worden, daß die Schweiz daran interessiert gewesen sei, beim Vormarsch ... zu verhindern. «In dem Deutschordensschloß ein Kleinod des Barock» finden sich gleich zwei Fehler, weil es zu Beginn «Im» und in der Apposition «einem Kleinod» heißen müßte. Endlich ist es stilistisch zu schwerfällig, für den Fall Bregenz zu schreiben, «daß an der Klause nur ein kleiner Bestand verrückt gewordener SS-Leute einen hoffnungslosen Widerstand zu leisten unter Umständen versuchen werde».

Die sprachlichen Schnitzer betrüben den Leser um so mehr, als sie mit der Aufmachung des Bandes schlecht harmonieren. Doch bleibt, wie wir zu Anfang sagten, «Trotz Stacheldraht» ein reichhaltiges Bilderbuch über das Geschick eines begrenzten Raumes am Ende des zweiten Weltkrieges. O.Sch.

Zur Atomwaffenfrage

Der «Unesco-Kurier» Nr. 11/64 publizierte unlängst eine Rede von *Linus Pauling,* dem Professor für Chemie am «California Institute of Technology» und zweifachen Nobelpreisträger, in der der Verfasser erneut auf die verheerenden Konsequenzen eines Atomkrieges hinweist. Die Daten und Fakten, die der Autor bereits 1958 unter dem Titel «No more war» (deutsche Ausgabe: «Leben oder Tod im Atomzeitalter», Sensen-Verlag, Wien 1960) bekanntgab, sind nicht nur für den Laien nicht diskutierbar; auch Sachverständige sind kaum in der Lage, das düstere Bild, das Pauling für den Fall eines neuen Großkrieges entwirft, aufzuhellen. Kontroversen unter Fachleuten bestehen natürlich auch in dieser Materie; sie sind in bezug auf die Schlußfolgerungen indessen nicht von wesentlicher Bedeutung.

Die Schlußfolgerungen der kürzlichen Rede wie des Buches aber lauten: Die Menschheit würde sich mit einem Atomkrieg wenn nicht selbst vernichten, so doch an den Rand der Vernichtung bringen. Deshalb sei der Krieg nicht mehr möglich. Es werde ihn nicht mehr geben, sofern es nur gelänge, alle Menschen richtig über das Ausmaß der Gefahren zu informieren. Diese Überzeugung des Verfassers kann sich auf einen gewichtigen Beweis stützen: Nicht zuletzt unter seinem Einfluß und auf Grund seines unablässigen Kampfes ist der Atomteststopp im Jahre 1963 zustande gekommen. Sollte nicht die Vernunft doch siegen?

Es ist wichtig, daß Persönlichkeiten vom Rang eines Pauling in diesem Sinne wirken. Es ist verdienstlich, daß sie vor der Tatsache warnen, daß nach wie vor die Gefahr unverantwortlicher Kriegstreiberei besteht. Aber wir dürfen uns nicht irreführen lassen: Es geht nicht primär um die Erhaltung des Lebens im biologischen Sinne an und für sich; es geht um die Erhaltung des Lebens in Freiheit, des Selbstbestimmungsrechts der Menschen. Wir werden kritisch, wenn man uns verkündet: «Der wirklich große Kampf, der jetzt in der Welt stattfindet, ist nicht der Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus, zwischen Osten und Westen, sondern vielmehr der Kampf zwischen den Mächten des Bösen, den Unterstützern des Krieges, und den Mächten der Vernunft und der Moral.» Oder wenn es heißt: «Wer für die Abschaffung des Krieges arbeitet, setzt sich auch für die menschliche Freiheit und die Rechte des Einzelmenschen ein.»

Das tönt überzeugend, ist aber weder so

einfach, wie Pauling es formuliert, noch im tiefsten wahr. Der Gedanke der Freiheit hat sich in der Geschichte nicht durch Passivität, sondern lediglich durch eigene Kraft aufrechterhalten. Seine Verbreitung war nur zu oft auf Gewalt gegründet. Auch heute ist er bedroht. Wenn auch im Westen die Unvernunft reichlich genug vertreten ist, so ist doch die Idee der Weltrevolution, die Mißachtung des Individuums, der Klassenhaß eindeutig östlich beheimatet und in keiner Weise aufgegeben. Den Vormarsch dieser «Mächte der Vernunft» hat nach 1945 niemand anders aufgehalten als die Atombombe. Die friedenstiftende Rolle der Atomwaffe sieht auch Pauling: «Ich bin nicht dafür, daß die vorhandenen Vorräte großer Atombomben jetzt vernichtet werden sollen – ihre Vernichtung könnte sonst Nationen, die in der Vergangenheit ihre Ziele mit Waffengewalt verfolgt haben, dazu verlocken, wieder Kriege zu beginnen ... Statt dessen müssen die Kernwaffenvorräte unter Kontrolle bleiben, als ein Symbol für die Welt, daß der Krieg für immer abgeschafft ist.»

Aber auch so einfach ist die Sache nicht. Das nukleare Gleichgewicht schreckt jeden ab: den Angreifer davon, einen Krieg zu beginnen, aber auch den Verteidiger davon, wegen einer zweitrangigen Sache die atomare Vergeltung auszulösen und damit ganz sicher den zweiten Atomschlag des andern auf sich zu ziehen. Deshalb schafft das allzu stabile Gleichgewicht den Spielraum für «kleinere» Auseinandersetzungen, die immerhin so «groß» sein können, daß sie die Versklavung eines Volkes zu besiegeln imstande sind. Beispiele liefert die jüngste Geschichte leider mehrere. Man muß sich daher ganz ernsthaft die Frage stellen, ob etwa eine größere Verbreitung von Nuklearwaffen möglichst in die Hände verläßlicher Nationen mehr zur Stabilität des Friedens beitragen würde als beispielsweise ein neuer Vorstoß auf der Abrüstungskonferenz.

Wir wollen diese Frage hier nicht weiter diskutieren, sondern zusammenfassen: Pauling gebührt Dank für seine Warnungen, die ihm persönlich vielerlei Anfechtungen eingetragen haben. Seine Aufrufe sorgen dafür, daß jedermann sich immer wieder bewußt wird, wovon er eigentlich spricht, wenn er Atomkrieg sagt. Allzuleicht gewöhnt man sich daran, mit derartigen Begriffen theoretisch und obenhin zu verfahren. Man muß Pauling aber auch politische Skepsis entgegenbringen. Die Sorge um den Fortbestand der Menschheit kann in Gezeter ausarten, in dem Besinnung auf die wahren Werte des menschlichen Daseins untergeht. Der Waffengebrauch beinhaltet eben nicht nur Angriffs- und Mordlust; er kann – und das sehr wohl – auch einmal zur Aufrechterhaltung der Menschenwürde dienen. gd

Kriegstagebuch, Band 3: Der Rußlandfeldzug bis zum Marsch auf Stalingrad. Von Generaloberst Halder. 589 Seiten. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1964.

Mit dem dritten Band schließt das Kriegstagebuch des einstigen Generalstabschefs des deutschen Heeres ab. Die ersten zwei Bände sind in der ASMZ 1963, S. 353/54, (Band 1) und 1964, S. 179–181, (Band 2) bereits besprochen worden. Der dritte Band beginnt mit dem Tage des Einmarsches der deutschen Truppen (22. Juni 1941) in Rußland und endigt am Tage des Rücktritts Generaloberst Halders vom Posten des Generalstabschefs (24. September 1942). Wie die beiden ersten Bände vermittelt auch der letzte Band dieses unverfälscht wiedergegebenen Tagebuches eine reiche Fülle unmittelbarer Eindrücke über die Vorbereitungen wichtiger Operationen, über die Feindbeurteilung, die Auseinandersetzungen auf höchster Führungsebene und über die Entwicklung der Kriegslage. Diese Unmittelbarkeit, die sich im dritten Band nicht nur im Festhalten des Tagesgeschehens, sondern da und dort bei wichtigen Ereignissen auch in kraftvollen Kommentierungen äußert, gibt dem Tagebuch Halders seinen besonderen Wert. Die stete direkte Fühlungnahme mit dem Oberbefehlshaber des Heeres erlaubte dem Autor, das Kriegsgeschehen an höchster Stelle mitzuerleben und weitgehend mitzugestalten.

Im dritten Band lassen sich die sprunghaften Gedankengänge Hitlers über die Kriegsziele besonders eindrücklich verfolgen. Bei Beginn des Ostfeldzuges vertrat Hitler die Kriegsthese, der Krieg gegen Rußland habe letzten Endes England zum Ziel (25. Juni 1941). Noch am 13. September 1941 hieß es in einer von Hitler genehmigten Denkschrift des Oberkommandos der Wehrmacht: «Ziel bleibt, England niederzuwerfen und zum Frieden zu zwingen. Luftwaffe allein genügt nicht. Mittel: Invasion und Belagerung. Invasion: Sicherstes Mittel zur Beendigung des Krieges» (S. 227). In späteren Phasen des Feldzuges, als sich die deutschen Kräfte für einen Zweifrontenkrieg zu schwach erwiesen, strebte Hitler eine Verständigung mit England an (S. 281 und 333). Nachdem im Spätjahr 1941 trotz der enormen Verluste die Sowjetarmee nicht vernichtet war, sondern – allerdings mit kräftiger materieller Unterstützung der Angelsachsen – zu erfolgreichen Gegenangriffen antrat, wurde für Hitler der Krieg gegen die Russen immer mehr zur existenzwichtigen Aufgabe. Im Frühjahr 1942 lautete seine Beurteilung: «Der Krieg wird im Osten entschieden. – Ziel: Schwarzes Meer, geschlossenes Meer; Batum–Baku» (S. 420 und 421). Die strategische Umkehr resultierte aus der katastrophalen Unterschätzung des russischen Kriegspotentials. In einer Lagebeurteilung vom 4. Juli 1941 – am 13. Tag des Ostfeldzuges – hieß es beispielsweise: «Mit dem Fortschreiten unserer Armeen wird der Versuch eines Widerstandes wahrscheinlich bald zusammenbrechen; dann wird die Frage der Erledigung Leningrads und Moskaus an uns herantreten. Es bleibt abzuwarten, ob der Aufruf Stalins, der den Volkskrieg aller Werktätigen gegen uns predigt, Erfolg haben wird» (S. 41). Die Deutschen haben Leningrad und Moskau nie eingenommen. Die Tatsache der Unterschätzung der Sowjetarmee drückt Generaloberst Halder in einer Lagebeurteilung vom 11. August 1941 eindeutig wie folgt aus: «In der gesamten Lage hebt sich immer deutlicher ab, daß der Koloß Rußland, der sich bewußt auf den Krieg vorbereitet hat, mit der ganzen Hemmungslosigkeit, die totalitären Staaten eigen ist, von uns unterschätzt worden ist. Diese Feststellung bezieht sich ebenso auf die organisatorischen wie auf die wirtschaftlichen Kräfte, auf das Verkehrswesen, vor allem aber auf rein militärische Leistungsfähigkeit. Wir haben bei Kriegsbeginn mit etwa 200 Divisionen gerechnet. Jetzt zählen wir bereits 360» (S. 170). Schon am 19. November 1941 hält das Kriegstagebuch eine Auffassung Hitlers dahingehend fest, «die Erkenntnis, daß die beiden Feindgruppen sich gegenseitig nicht vernichten können, führe zu einem Verhandlungsfrieden» (S. 295).

Aus dieser Erkenntnis heraus wandelte sich die gesamte militärische und politische Strategie Hitlers und paßte sich den Änderungen der Kriegssituation an. So wird im «Tagebuch» deutlich, daß der nordafrikanische Kriegsschauplatz Hitler zunehmende Besorgnisse bereitete. Er bezeichnete Nordafrika als «italienischen Kriegsschauplatz» und vertrat Ende Juni 1941 die Ansicht, die Sicherung der Transporte durch das Mittelmeer nach Afrika sei eine Sache der Italiener und es wäre «ein Verbrechen, in der jetzigen Lage deutsche Flugzeuge dafür abzugeben» (S. 131). Die kritische Lage im Mittelmeer veranlaßte Hitler mehr und mehr, sich die Türkei günstig zu stimmen. Einen Kriegseintritt der Türkei gegen die Westmächte beurteilte er als «einen großen militärischen Vorteil» (S. 228). Im März 1942 spricht das «Tagebuch» von einer «Annäherung der Türkei» (S. 413). Diese Notiz entsprach allerdings mehr einem Wunschtraum als der Wirklichkeit.

Im Zusammenhang mit der Belastung der Wehrmacht durch den Afrikafeldzug, den Feldmarschall Rommel bravourös führte, bemühte sich Hitler auch immer wieder um eine Einspannung Frankreichs auf Seite Deutschlands. Das «Tagebuch» erwähnt mancherlei Spekulationen, die französische Regierung zu einer scharfen Haltung gegen Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika zu gewinnen. Gegen die Opposition in Frankreich ergriffen die Nazisten brutalste Maßnahmen: hundert Erschießungen und tausend Verschikkungen nach dem Osten (S. 337 und 341). In die Spekulationen Hitlers war auch Japan einbezogen. Am 4. August 1941 berichtete der japanische Militärattaché, «daß Heer und Regierung entschlossen seien, trotz bestehenden Schwierigkeiten in den Krieg gegen Rußland einzutreten». Auch diese Spekulation war eine Fehlrechnung.

Die Strategie Hitlers wurde, auch wenn ihm bei der Verwirklichung seiner machthungrigen Planungen Menschenleben wenig bedeuteten, allmählich doch durch die schweren Verluste im Ostfeldzug beeinflußt. Das «Tagebuch» enthält darüber zahlreiche aufschlußreiche Angaben. Während der ersten sechs Kriegswochen verloren die Deutschen an der Ostfront 318 333 Mann an Toten, Vermißten und Verwundeten (9,6% des Ostheeres), darunter 3607 tote und vermißte und 7964 verwundete Offiziere. Bis anfangs November waren die Verluste auf 686 108 Mann (20,17% des Ostheeres) angestiegen. Diese Verluste erforderten bereits einen Ersatz von 20 Divisionen. Schlimm waren besonders die Offiziersverluste, die bis zum 10. Dezember 1941 auf 25 609 Mann anstiegen. Die kritische Situation drückt sich im «Tagebuch» in folgenden Notizen aus: «Fehlstellen im Ostheer 340 000, Hälfte der Gefechtsstärke der Infanterie. Kompagniegefechtsstärke 50 bis 60 Mann. ... Auffüllen der Fehlstellen nur durch Auflösungen möglich» (30. November 1941). So wurden anfangs November bereits 16 Divisionen aufgelöst. Am 5. März 1942 (257. Tag des Ostfeldzuges) überschritt die Zahl der Verluste mit 1 005 636 Mann die Millionengrenze (31,4% des Ostheeres); diese Zahl wuchs bis zum 25. Juni 1942 (369. Tag) auf rund 1,3 Millionen Mann (fast 41%), darunter 38 837 Offiziere. Der Ersatz des Kaders wurde zu einem beinahe unlösbaren Problem. Der Ersatz an Mannschaft, weitgehend nur kurz ausgebildet, erwies sich im Kampf vielfach als ungenügend. Unter dem 5. Oktober 1941 heißt es: «Von dem Gesamt-

verlust von 530 000 ist in der Höhe von 370 000 Ersatz befohlen. Noch greifbar 74 000 Ausgebildete. Außerdem monatlich etwa 70 000 Wiedergenesene.» Auch die Bildung der «Bewährungsbataillone» und «Feldsonderbataillone» (Strafgefangene) war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Die personelle Zwangslage führte schon während des Winters 1941/42 zu den «Auskämmaktionen» der für die Wirtschaft und die Verwaltung «UK-Gestellten», ein Beweis dafür, daß Hitler mit dem Krieg gegen Rußland die Kräfte des deutschen Volkes maßlos überfordert hatte.

Auch auf dem materiellen Sektor zeigte sich die Überbeanspruchung der deutschen Kräfte. Die riesigen Transportstrecken erforderten sowohl bahn- wie motorfahrzeugmäßig ungeheure Mengen Material. Der Verschleiß auf dem Transport, durch Partisaneneinwirkung und an der Front war über alle Erwartungen groß. Die deutschen Armeen lernten bald den Grundsatz, daß die Durchführung von Operationen letzten Endes von der Nachschublage abhängt, in seiner ganzen Tragweite erfassen. Die Verluste an Flugzeugen, an Panzern, an Fahrzeugen, an Geschützen, an sonstigem Material und an Ausrüstung, sowie der Verbrauch an allen Versorgungsgütern war derart enorm, daß zahlreiche Operationen nicht oder nur mit erheblicher Verspätung durchgeführt werden konnten. Die «Tagebuch»-Notizen Halders legen zu ungezählten Malen Zeugnis davon ab, daß bereits 1941/42 eine äußerst kritische Nachschublage sowohl auf dem Sektor der Waffen wie der Ausrüstung, der Munition und der Verpflegung bestand. Ließ sich beispielsweise zu Beginn des Feldzuges der Betriebsstoffbedarf zu einem Drittel aus den Beutebeständen decken (S. 32), so wurde anfangs August für Wirtschaft und Wehrmacht bereits ein Betriebsstoffdefizit von 125 000 t errechnet. Eine Notiz vom 6. November 1941 erwähnt «Betriebsstoffschwierigkeiten der Marine» mit «Einschränkungen von 30% für Schlachtschiffe und 50% für U-Boote». Generaloberst Halder zog aus diesen kritischen Situationen anfangs November die zwingende Folgerung: «Im ganzen gesehen, ist die Lage bestimmt durch die Eisenbahn- und Nachschubfragen. Es hat keinen Zweck, zu drängen, bevor nicht Schritt für Schritt hier eine solide Grundlage geschaffen ist. Rückschläge können sonst unvermeidlich und gefährlich werden» (S. 279).

Die Deutschen bemühten sich mit großem wissenschaftlichem, technischem und finanziellem Einsatz um die Einführung neuer wirksamer Kampfmittel. Das «Tagebuch» erwähnt verschiedene Waffenneubeschaffungen für die Artillerie, die Panzerwaffe und die Luftwaffe. Verschiedentlich wird auch darauf hingewiesen, daß sich Deutschland auf den chemischen Krieg vorbereitete. Am 25. Juli 1941 – also zu Beginn des Ostfeldzuges – lautet ein Eintrag: «Gasgefahr: Russische Propaganda; abwehrbereit halten! Gasverwendung unsererseits nicht beabsichtigt.» Es wurden deshalb sogenannte Entgiftungsabteilungen gebildet, die aber auch Werfergeräte für Gasgranaten zugeteilt erhielten. Im Verlaufe des Ostfeldzuges ist der Einsatz chemischer Kampfstoffe dennoch aktuell geworden. Am 7. Dezember 1941 schrieb Halder: «Oberst Ochsner (Chef des chemischen Dienstes) will mir den Gaskrieg gegen die Russen aufschwatzen.» Weitere Eintragungen belegen aktive Vorbereitungen: 7. März 1942: «Oberst Ochsner berichtet über Stand der Erkenntnis der russischen chemischen Kriegführung und eigene Entwicklung (Gelan).» – 15. März 1942: «Neues chemisches Kampfmittel (Trilon).» – 24. April 1942: Giftgasbereitschaft beim Feind. Eigene Abwehrmittel.» – 22. Mai 1942: «General Ochsner: Bericht über Nebelwerferregimenter. Frage der Vorbereitung des chemischen Krieges.» – 13. Juni 1942: «Behandlung der Kampfstofffrage bei den feindlichen Mächten. (Zunehmendes Interesse.) – Bedingungen des Gaskampfes am Wolchow.» – 22. Juni 1942: General Ochsner: Bakterienkrieg und laufende Angelegenheiten des chemischen Krieges.» – 26. Juli 1942: «Kein Anzeichen von Vorbereitungen des Gaskampfes beim Feind.» Diese Eintragungen beweisen, daß sich die deutsche Führung vom Herbst 1941 hinweg mit dem Problem des Einsatzes von chemischen Kampfstoffen eingehend zu befassen begann und daß sehr wirksame Kampfstoffe (Gelan, Trilon) auch vorhanden waren.

Bei Beginn des Winters 1941/42 traten auf russischer Seite zahlreiche neu ausgerüstete Divisionen in Erscheinung, die den abgekämpften deutschen Truppen schwere Schläge zufügten und die bewiesen, daß die russischen Kräfte noch lange nicht erschöpft seien. Hitler gelangte zur Erkenntnis, daß Rußland nicht, wie vorausberechnet, im Jahre 1941 besiegt werden könne. Militärische Führer, die mit der Front mehr Kontakt hatten als Adolf Hitler, urteilten noch realistischer. Nach den «Tagebuch»-Notizen erklärte General Wagner (für die Versorgung verantwortlich): «Wir sind am Ende unserer personellen und materiellen Kraft» (S. 311). Die Beurteilung für die 6. Armee lautete am 29. November 1941 unter anderem: «Die Bewegungs- und Angriffskraft ist verbraucht. Wir müssen uns damit abfinden» (S. 316). Am 9. Dezember übermittelt Generalfeldmarschall von Bock: «General Guderian meldet, der Zustand der Truppe sei so bedenklich, daß er nicht wisse, wie er den Feindangriff abwehren solle. ‚Vertrauenskrise' ernster Art in der Truppe. . . . 134. und 45. Division überhaupt nicht mehr kampffähig. Keine Versorgung. Führung zwischen Tula und Kursk bankrott» (S. 336 und 340). Der für die Rüstungsbeschaffung verantwortliche General erklärte am 12. Dezember 1941: «Mit den jetzt in Aussicht gestellten Panzerfertigungen können wir überhaupt nicht Krieg führen.»

Trotz dieser mehr als kritischen Situation beharrte Hitler, nachdem er Mitte Dezember 1941 den Oberbefehl auch über das Heer direkt übernommen hatte, auf der illusionären Beurteilung, der Feind sei «entscheidend geschlagen» und «die Militärmacht Rußlands sei keine Gefahr mehr für den Neuaufbau Europas» (S. 306/07 und 357).

Diese sprunghaften Beurteilungen der eigenen und der Feindlage veranlaßten Hitler zu völlig abwegigen operativen Entschlüssen, die die militärische Führerschicht zur Verzweiflung trieb. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall Brauchitsch, und der Generalstabschef, Halder, versuchten monatelang, die Führungsverrücktheiten Hitlers zu korrigieren. Sie drangen mit ihren rationalen Überlegungen gegen den gefühlsmäßig und aus dem Augenblick heraus disponierenden «Führer» nur höchst selten durch. Halder blieb um der Armee willen auch nach dem Rücktritt von Brauchitschs verantwortungsbewußt auf seinem Posten, geriet aber in immer schärferen Gegensatz und Widerspruch zu Hitler. Die «Tagebuch»-Eintragungen reden eine beredte Sprache: «Das Vertrauen auf die ausführenden Organe, was eine unserer stärksten Führungsseiten ist, kennt man an oberster Stelle nicht, weil man sich der Kraft einer gemeinsamen Ausbildung und Erziehung des Führerkorps nicht bewußt ist» (3. Juli 1941). «Das ewige Hereinreden des Führers in Dinge, deren Zusammenhang er nicht kennt, wächst sich zu einer Plage aus, die unerträglich wird» (14. Juli 1941). – «Ich halte die durch die Eingriffe des Führers entstandene Lage für OKH (Oberkommando des Heeres) untragbar. Es kann weder für den Zickzack in den Einzelanordnungen des Führers ein anderer die Verantwortung übernehmen als er persönlich, noch kann das bisherige OKH seinen guten Namen mit den nunmehr getroffenen Anordnungen beflecken. Dazu ist die Art der Behandlung des OKH unerhört. Ich habe daher ObdH (Oberbefehlshaber des Heeres) vorgeschlagen, um eine Enthebung vom Amt zu bitten und meine Enthebung gleichzeitig zu beantragen» (22. August 1941). – (Der Oberbefehlshaber lehnte beides ab.) – Notiz vom 7. Dezember 1941: «Die Erfahrungen dieses Tages sind wieder niederschmetternd und beschämend. ObdH ist kaum mehr Briefträger. Der Führer verkehrt über ihn hinweg mit den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen. Das Schrecklichste aber ist, daß die oberste Führung den Zustand unserer Truppen nicht begreift und eine kleinlichste Flickschusterei betreibt, wo nur große Entschlüsse helfen können.» – Am 6. Juli 1942 nach zahlreichen Ferngesprächen mit Hitler und etlichen Generalen: «Dieses Durcheinandertelephonieren in Dingen, die man ruhig überlegen und dann klar befehlen sollte, ist qualvoll.»

Generaloberst Halder geriet in den schärfsten Widerspruch mit Hitler nach dem unsinnigen operativen Entscheid vom Juli 1942, die Heeresgruppe A nach dem Kaukasus und der Schwarzmeerküste zu dirigieren und die Heeresgruppe B Hunderte von Kilometern divergierend auf Stalingrad anzusetzen. Halder stellte am 23. Juli 1942 erbittert fest: «Die immer schon vorhandene Unterschätzung der feindlichen Möglichkeiten nimmt allmählich groteske Formen an und wird gefährlich. Es wird immer unerträglicher. Von ernster Arbeit kann nicht mehr die Rede sein. Krankhaftes Reagieren auf Augenblickseindrücke und völliger Mangel in der Beurteilung des Führungsapparates und seiner Möglichkeiten geben dieser sogenannten ‚Führung' das Gepräge.» Und am 29. Juli unter Hinweis auf Ausführungen Hitlers: «Unerträgliche Schimpfereien über fremde Fehler, die nur Ausführungen der von ihm selbst gegebenen Befehle sind.» Am 24. September 1942 kam es zum endgültigen Bruch. Generaloberst Halder erhielt den Abschied und wurde bis Kriegsende nicht mehr reaktiviert. Er wurde im Gegenteil nach dem Attentat auf Hitler im Juli 1944 verhaftet und blieb bis zur Befreiung durch die Amerikaner im Frühjahr 1945 in Gefangenschaft. Sein «Tagebuch» hatte er vor seiner Verhaftung durch Übergabe an eine Vertrauensperson retten können. So ist ein für die Erforschung des Zweiten Weltkrieges wichtiges und hervorragendes Dokument der Nachwelt erhalten geblieben. u.

Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches. Von Walter Lüdde-Neurath. 3., wesentlich erweiterte Auflage. 215 Seiten. Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1964.

Der Autor, ein junger Marineoffizier, wurde im September 1944 Adjutant des Großadmirals Dönitz. Als solcher erlebte er den totalen Zusammenbruch des Dritten Reiches und die Kapitulation der Wehrmacht, welche durch das von Hitler ernannte neue Staatsoberhaupt Deutschlands, Großadmiral Dönitz, den Alliierten angeboten wurde. Lüdde-Neurath, der es dem Zufall zu verdanken hatte, daß er in den Brennpunkt der Geschehnisse geriet, zeichnete aus eigener Initiative, doch mit Billigung seines Chefs die Ereignisse, Besprechungen und Anordnungen des von seiner Ernennung selbst überraschten letzten Staatsoberhauptes des Hitlerschen Reiches fast protokollarisch auf.

Dönitz' Anstrengungen zielten vorerst dahin, bei den Alliierten eine Teilkapitulation zu erreichen. In seinem Stabe machten sich dazu mehrere Ansichten bemerkbar. Gestützt auf die Tatsache, daß anfangs Mai 1945 noch das «Protektorat Böhmen und Mähren» fest in deutscher Hand, Norwegen, Dänemark und die Niederlande von den Deutschen besetzt waren, erwog man die Möglichkeit, den Sitz der Regierung zwecks Weiterführung des Krieges in das eine oder andere besetzte Gebiet zu verlegen. Generalfeldmarschall Schörner, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, garantierte die militärische Behauptung des Protektorates, allerdings nur so lange, als der Nachschub ausreiche. Aus dem Stabe des Generalobersten Lindemann, des Deutschen Generals von Dänemark, äußerte sich ein Offizier gegenüber Großadmiral Dönitz: «Für die Truppe garantiere ich, für Ordnung im Lande ebenfalls, Anzeichen einer Landung sind bislang nicht vorhanden – also kommen Sie nach Nordschleswig, Herr Großadmiral, dann machen wir den Flaschenhals zu und schlagen dort die letzte Schlacht des Krieges!» Reichsminister Schwerin von Krosigk winkte müde ab: «Und wozu, Herr General?» Dönitz selbst war der Meinung, es wäre unwürdig und sinnlos, einen solchen Schritt, der für Deutschland keine Vorteile verspreche, das betreffende Land aber zerstören würde, zu unternehmen. Ihn beschäftigten andere Probleme. Wo sollte er die Teilkapitulation vollziehen, für welche Seite sollte er sich entscheiden, Ost oder West? Der Gedankengang, der dieser Frage vorangegangen war und letzten Endes eine Lösung brachte, wird durch den Autor in einem sehr eindrucksvollen Kapitel ausführlich behandelt. Von den vielen für Deutschlands Zukunft angeblich positiv zu wertenden Aspekten einer Ostorientierung sollen da nur einige wiedergegeben werden: Stalin zielte nicht auf eine Teilung Deutschlands, dagegen wollte der Westen das eroberte Land in vier Zonen aufteilen. Es kann mit den Jahren zu einem dritten Weltkrieg kommen; dann würde Deutschland nicht nur Schlachtfeld sein, sondern die Deutschen selbst müßten gegeneinander kämpfen. Diese Gefahren ließen sich vermeiden, wenn sich das deutsche Volk schon jetzt für die russische Seite entscheiden würde. Und wenn man in die ferne Zukunft sieht, muß man zugeben, daß es für Deutschland vorteilhafter wäre, sich dem Osten anzuschließen. Im riesigen, in weiten Teilen technisch noch unerschlossenen Rußland öffnet sich für deutsche Wissenschafter, Ingenieure und Arbeiter ein ganz anderes Betätigungsfeld, als es der hochindustrialisierte Westen bieten kann. Auch für die Soldaten böten sich gute Berufsmöglichkeiten. Die Gefahr der Entwurzlung und Entfremdung deutschen Volkstums ist gering, da umgekehrt das Deutschtum auf Grund seiner Fähigkeiten mit der Zeit in führende Stellungen gelangen würde. «Schlußendlich» – lauteten weiter die Erwägungen der Soldaten – «sei uns Deutschen der Bolschewismus gar nicht so artfremd, wie es die Propaganda der Vergangenheit dargestellt habe. Hinsichtlich der autoritären Staatsform, der fortschrittlichen Ideen des Sozialismus und mancher anderer Gebiete ähnle er sogar sehr dem Deutschland Hitlers». Lüdde-Neurath verhehlt es nicht, daß die ersten Erfahrungen der Soldaten mit den Westalliierten und die nach Flensburg zum Regierungssitz Dönitz' gelangten Gerüchte von betonter Zurückhaltung und Korrektheit einzelner russischer Garnisonen gegen die gefangengenommenen Deutschen «besonders in der Truppe und im jüngeren Offizierskorps die Stimmung umschlagen ließ. Gedanken, daß man nach der falschen Seite zuerst kapituliert habe und daß die Ostseeflotte statt nach Kiel, Flensburg und Kopenhagen nach Königsberg und Kronstadt hätte laufen sollen, wurden laut geäußert. Es wurde teilweise sogar erörtert, diesen Schritt noch nachzuholen.»

Die Hoffnung der Deutschen, die Regierung Dönitz in irgendeiner Form auch nach dem Vollzug der Gesamtkapitulation aufrechtzuerhalten, ging nicht in Erfüllung. Am 22. Mai besetzten englische Truppen das Standortgebäude in Flensburg-Mürwick, wo bisher die Dönitzsche Regierung und das Oberkommando der Wehrmacht amtierten. Der Autor kann und will mit Recht nicht verschweigen, unter welchen entehrenden Begleiterscheinungen von seiten der Engländer dieser letzte Akt der Kapitulation, die Verhaftung der Regierungsmitglieder und der Offiziere des Oberkommandos der Wehrmacht vollzogen wurde. Lüdde-Neuraths Erinnerungen, deren Aktualität durch die sich im Mai zum zwanzigstenmal jährende Kapitulation des Dritten Reiches unterstrichen wird, sind durch eine Reihe von Dokumenten und ein ergänzendes Nachwort aus der Feder von Professor Braun bereichert.

Gosztony

Schlachtbeschreibung. Von Alexander Kluge. Walter-Verlag, Olten 1964.

Über die Schlacht von Stalingrad, die zweifellos die Wende des zweiten Weltkrieges herbeiführte, ist schon sehr viel geschrieben worden. Jedes Buch über Stalingrad war und bleibt in irgendeiner Weise umstritten. Auch das Buch Alexander Kluges zählt zu den umstrittenen Literaturerzeugnissen. Dies braucht keineswegs eine negative Voraussetzung zu sein. Was umstritten ist, darf mindestens den Anspruch erheben, zu geistiger Stellungnahme aufzurufen. Diesem Anspruch wird die «Schlachtbeschreibung» jedenfalls gerecht, obgleich der Autor nicht selbst über die Schlacht von Stalingrad urteilt und persönlich zum Schlachtgeschehen nicht Stellung bezieht. Aber er legt in seine gesamte Arbeit eine konsequente Tendenz und Absicht, die den Leser zum geistigen Mitdenken veranlaßt.

Kluge schildert den operativ tragischen und menschlich grauenvollen Untergang der 6. deutschen Armee unter Feldmarschall Paulus an Hand der Darstellung Dritter. Er zitiert die Äußerungen sowohl offizieller Stellen wie individuelle Eindrücke von Stalingradkämpfern. Er zitiert geschickt und zielbewußt. Es wirkt überzeugend, wie die Wehrmachtsberichte über das Stalingradgeschehen einseitig gefärbt waren, wie sie Propaganda sein mußten, um den von der Naziführung gewollten und pressedirigierten Heldenmythos von Stalingrad zu erzeugen. Militärisch lehrreich sind heute noch – und auch für uns – die Anordnungen für den Winterkampf und das Überleben in Schnee und Kälte, Anordnungen, die beweisen, wie ungenügend die deutschen Truppen auf den winterlichen Ostfeldzug vorbereitet waren. Höchst eindrucksvoll sind die Berichte von Offizieren, Ärzten, Unteroffizieren und Soldaten, die namenlos als F (Frage) und A (Antwort) in Erscheinung treten. Diese Berichte belegen erschütternd die ungeheure physische und psychische Belastung der Kämpfer der 6. Armee, beweisen brutale Wahrheiten wie hundertfachen Hunger- und tausendfachen Erfrierungstod. Diese unmittelbaren Erlebnisschilderungen gehören zum Besten der «Schlachtbeschreibung». Die Berichte erhärten sodann viele andere Beweise der Unfähigkeit in der obersten politischen und militärischen Führung, insbesondere Hitlers. Der Wert dieses Buches liegt in diesen Darstellungen, die auch in ihrer tendenzgewollten Montage den Leser bewegen und packen.

Das Buch wäre ein geistiger und historischer Gewinn, wenn es sich auf diesen Teil beschränken würde. Der Autor hat es jedoch als notwendig erachtet, in einem Kapitel «Rekapitulation» eine persönlich urteilende Wertung der deutschen Generalität anzufügen. Er beantwortet dabei unter anderem die Frage, ob die Generäle anders geführt hätten als Hitler. Sein Nein ist nicht nur fraglich, sondern durch zahlreiche authentische Dokumente (Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Kriegstagebuch General Halders usw.) klar widerlegt. In diesem Kapitel und im Abschnitt «Sprache der höheren Führung» trägt der Autor Material zusammen, das einseitig und tendenziös der Absicht dient, hohe militärische Führer der deutschen Wehrmacht in den Augen der Leser herabzusetzen oder gar lächerlich zu machen. Es gibt zweifellos viele deutsche Militärs, die diese Apostrophierung verdienen. Aber die Verallgemeinerung, die aus der Tendenz Kluges spricht, ist nicht gerechtfertigt.

U.

Strategie und Abrüstungspolitik der Sowjetunion. Herausgegeben von Hans-Adolf Jacobsen, Uwe Nerlich und Hermann Volle. 346 Seiten. Alfred Metzner Verlag, Frankfurt am Main 1964.

Das Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für auswärtige Politik hat diese Arbeit als fünften Band seiner Schriftenreihe «Rüstungsbeschränkung und Sicherheit» herausgegeben. Der Schweizer Dr. Curt Gasteyger, zur Zeit Direktor des Internationalen Instituts für strategische Studien in London, faßt in einer ausgezeichneten Einführung die wichtigsten Probleme und Schlußfolgerungen dieses hochinteressanten Bandes zusammen.

In einer großen Reihe ausgewählter Studien und Reden wird die sowjetische politische und militärische Strategie zur Darstellung gebracht. Die Auswahl umfaßt alle repräsentativen Führerpersönlichkeiten der Sowjetunion, so unter andern die Generäle Malinowski und Sokolowski und die angesehenen Militärwissenschafter Talenski, Pokrowski, Petschorkin. Daß Chruschtschew zum Worte kommt, tut der Aktualität des Werkes keinerlei Abbruch. Chruschtschew hat mit seinem Einfluß

die strategischen Auffassungen des letzten Jahrzehnts mitbestimmt. Was in den militärischen Beiträgen vertreten wird, entspricht deshalb weitgehend der politischen Auffassung des Sowjetregimes. Im übrigen hat die Nuklearrüstung und Nuklearstrategie jeder Großmacht ihr eigenständiges Gewicht, das die Politik über eine längere Zeitdauer in einer bestimmten Richtung festlegt.

Aus dieser Feststellung läßt sich allerdings nicht folgern, daß die Militärpolitik der Sowjets unveränderlich sei und immer denselben Weg einschlage. Diese Folgerung wäre irrtümlich. Wenn auch die Armee eine gewisse Konstanz der Strategie gewährleistet, paßt sich die Sowjetunion in ihrer Außen- und Abrüstungspolitik doch sehr wendig neuen Gegebenheiten an. Die Herausgeber betonen deshalb im Vorwort mit vollem Recht, daß die sowjetischen Äußerungen zu so hochpolitischen Themen wie denjenigen der Strategie und Abrüstung oft genug eine «Mischung von Propaganda und ernstgemeinter Politik» sind, die keineswegs starren Positionen entspringen. «Diese Bedingtheit, ja Unsicherheit in der langfristigen Planung», so sagt das Vorwort weiter, «ist wohl nicht allein dem dynamischen Fortschritt der Rüstungstechnik, sondern ebensosehr der seit Stalins Tod wesentlich komplizierter gewordenen Struktur der sowjetischen Führungskräfte und ihrer Entscheidungsbefugnisse zuzuschreiben.» In diesem Sinne bieten die Beiträge dieses Bandes einen Querschnitt durch das Denken prominenter politischer und militärischer Sowjetrussen während der letzten Jahre.

Die Auswahl der Beiträge erstreckt sich in zweckmäßigster Dosierung auf die komplexen Bereiche der Kriegsverhinderung, der Rüstung und der nationalen Sicherheit. Die Beiträge lassen den Wandel in der sowjetischen Strategie seit Lenins Tod mehrfach deutlich erkennen. Während Lenin die Unvermeidbarkeit des Krieges zum Sturz des kapitalistischen Systems (zur Errichtung der kommunistischen Weltherrschaft) proklamierte, vertrat Chruschtschew die These von der Vermeidbarkeit des Krieges, weil er den Sturz des Kapitalismus und damit die Herrschaft des Kommunismus mit nichtmilitärischen Methoden anstrebte. Das Bewußtsein, daß ein neuer Weltkrieg die Selbstvernichtung einleite, veranlaßte Chruschtschew zur Nutzbarmachung der Abrüstungspolitik als Mittel der Schwächung der freien Welt.

Die militärischen Beiträge bilden eine breitgespannte Möglichkeit zur Klärung der strategischen Probleme, wobei das Schwergewicht auf der Erörterung der Anpassung von Rüstung, Konzeption und Ausbildung an die Bedürfnisse des Atomzeitalters liegt. Der Wandel und die Unterschiede in der Auffassung über Bedeutung und Vorrang der Abschreckungsstrategie, über die Gefahr von nuklearen Überraschungsangriffen, über die Abwehr erster Nuklearschläge und die Notwendigkeit eines Präventivangriffes sowie über die Voraussetzungen atomarer Kriegführung wird in zahlreichen Studien eingehend erläutert. Wenn auch keine übereinstimmende Doktrin zutagetritt – sie ist auch auf westlicher Seite nicht vorhanden –, lernt der Leser doch ergiebig das sowjetische militärische Denken kennen.

Die militärischen Beiträge kennzeichnen die Bedeutung, welche die Sowjets der Abrüstung und Abrüstungspropaganda beimessen. Die sowjetische Politik hat die Abrüstung zu einem Hauptmittel der Führung des kalten Krieges entwickelt, um der freien Welt Koexistenzbereitschaft und Friedfertigkeit vorzuspiegeln. Die Strategie aber bleibt nach wie vor ausgerichtet auf die Aushöhlung der antikommunistischen Positionen, auf die Schwächung der westlichen Widerstandskraft und auf die Eroberung der Weltherrschaft unter dem Sowjetstern. Lediglich die Taktik ändert sich.

Diese so notwendige Klärung herbeizuführen und auf Grund sowjetischer Dokumente zu belegen, ist das große Verdienst dieses aufschlußreichen Bandes. en.

Rußlands Weg zum Mond. Von Rainer Maria Wallisfurth. 440 Seiten. Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf/Wien 1964.

Die russische Raketenforschung – eine für uns von Geheimnissen und Gerüchten umgebene Angelegenheit. Dem Autor des vorliegenden Werkes ist es als Kenner der russischen Sprache gelungen, durch Auswertung unzähliger Informationen und Unterlagen uns Klarheit über die Gründe der sowjetischen Weltraumerfolge zu bringen. Der kritische westliche Beobachter sieht sich beim Lesen dieses Buches gezwungen, viele seiner Urteile zugunsten der russischen Technik zu revidieren. Dieses vertrauenerweckende Buch bildet ein wertvolles Gegenstück zum bekannten «Astronautenbuch» über die USA-Forschung, es befaßt sich jedoch eingehender mit der Entwicklung und dem Aufbau der Weltraumforschung.

R. M. Wallisfurth beschreibt ausführlich die auf breitester Basis und mit gewaltigen Mitteln aufgebaute Grundlagenforschung und ihren Weg in der Vergangenheit. Schon im zweiten Weltkrieg zeigte die russische Raketenartillerie mit der «Stalinorgel» den beachtlichen Stand, vor allem aber das Vorhandensein einer entsprechenden Industrie. Schon bald nach dem Krieg führte das Ziel der russischen Konstrukteure, groß, robust und technisch einfach zu bauen, zu Raketen mit großer Zuladung und erstaunlicher Zuverlässigkeit. Das Buch zeigt uns auch die wesentlichen Unterschiede zwischen der Raketenentwicklung in den USA und derjenigen in der UdSSR.

Die großen Erfolge in den vergangenen Jahren sind das Resultat einer diktatorisch geförderten, zielbewußten Entwicklung. Noch haben nach R. M. Wallisfurth auch die Russen keine Lösung für das schadlose Durchstoßen der kosmischen Strahlengürtel zwischen Erde und Mond gefunden. Die zu erwartenden machtpolitischen Auswirkungen zugunsten des Siegers im Wettlauf um den ersten bemannten Mondflug lassen über die russischen Anstrengungen zur Erreichung dieses Zieles keine Zweifel offen. Jedem, der im größten technischen Wettkampf der Weltgeschichte klarer sehen will, ist dieses Buch zu empfehlen.

Hptm. J. Brunner

Jahrbuch der Luftwaffe, 1. Folge. Von Kurt Neher und Karl-Heinz Mende. 200 Seiten, 200 Photos. Verlag Wehr und Wissen, Darmstadt 1964.

Diese erste Ausgabe des Jahrbuches über die deutsche Luftwaffe ist ein im Bildbandgroßformat A4 sehr repräsentativ gestaltetes Werk. Beiträge und Rechenschaftsberichte von höheren Offizieren und Beamten dieser wohl am stärksten mit der NATO verbundenen Luftwaffe vermitteln über viele Fachgebiete der Militärfliegerei einen guten und instruktiven Überblick. Klare Gegenüberstellungen der strategischen und taktischen Luftstreitkräfte, aber auch der Luftrüstung in der Welt zeigen ein realistisches Bild der heutigen Lage. Die vielseitigen Aufgaben der deutschen Luftwaffe von der Ausbildung bis zum Einsatz in allen Sparten werden illustrativ und lebendig dargestellt. Dieses gelungene Werk ist jedem Freund der Militärfliegerei bestens zu empfehlen. Hptm. J. Brunner

Vom stehenden Heer des Absolutismus zur allgemeinen Wehrpflicht (1789–1814). Von Rainer Wohlfeil. Erste Lieferung des «Handbuchs zur deutschen Militärgeschichte 1648–1939». Herausgeber: Hans Meier-Welcker, Amtschef des Militärgeschichtlichen Forschungsamts. 188 Seiten. Bernard & Graefe, Verlag für Wehrwesen, Frankfurt am Main 1964.

«Die Betrachtung der Militärgeschichte ging in der Vergangenheit weithin von den Vorstellungen und dem pragmatischen Interesse der sogenannten Kriegswissenschaften aus», schreibt Meier-Welcker im Vorwort zur ersten Lieferung dieses neuartigen Handbuchs. «Unter solchen Voraussetzungen war es nicht möglich, im eigentlichen Sinne geschichtlich zu sehen.» Die Bearbeiter des Handbuchs verstehen unter Militärgeschichte «die Geschichte der bewaffneten Macht, die – ein Organ des Herrscherwillens oder der Staatsgewalt – in ihren Beziehungen und Spannungen zu anderen Kräften des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens untersucht wird». Der damit gesteckte Rahmen umschließt geistige und politische Strukturelemente, Recht, Verwaltung, Wirtschaft, Finanzpolitik und soziales Gefüge, die bewaffnete Macht in ihrer Abhängigkeit vom Staatsganzen und in ihrem Einfluß auf das staatliche Leben, als Mittel der Politik und als eigenständig wirkende politische Kraft.

Als Verfasser der ersten, den Zeitraum vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zu den Freiheitskriegen umfassenden Lieferung zeichnet Rainer Wohlfeil. Weil in der zur Diskussion stehenden Epoche vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den Revolutionskriegen entscheidende Impulse ausgingen, werden zunächst die Kämpfe der jungen amerikanischen Armee gegen die Berufssoldaten der englischen Krone behandelt. Sie leiteten eine «neue Epoche der Militärgeschichte» ein. Allerdings vermochte die von der bisher fast allgemein üblichen Lineartaktik abweichende Kampfesweise der Amerikaner die führenden europäischen Militärs nicht unmittelbar zu beeinflussen. «Das moderne Schützengefecht entwickelte sich in Europa aus eigener Erfahrung» (S. 31). Während der Kriege der französischen Revolutionäre gegen die stehenden Heere alter Prägung entstand die Kampfesweise der Tirailleure als Improvisation. Erst als die Erfolge der Revolutionsheere eine Stellungnahme erzwangen, kamen die Männer mit amerikanischer Kampfpraxis zum Zuge.

Die Französische Revolution brachte den «Geist des nationalen Enthusiasmus», die «Vorstellung vom Volk in Waffen», die «Auffassung von der Gleichsetzung der bürgerlichen Interessen mit denen des Vaterlandes durch dessen Verteidigung im freiwilligen patriotischen Einsatz». Für die differenzierte und nüchterne Betrachtungsweise des Verfassers zeugt seine Feststellung, daß die militärische Bedeutung

der Freiwilligenbataillone von 1791 nicht dem legendären Ruhm und der Bewunderung entsprach, die ihnen die Nachwelt lange zollte. Die Rolle der Revolutionsarmeen als «instrument de la terreur» hätte vielleicht noch etwas profilierter herausgearbeitet werden müssen (vergleiche S. 42).

Nach einer knappen Übersicht über die Reichskriegsverfassung im Zeitalter der Volksbewaffnung und das Militärwesen der Rheinbundstaaten – das durch Abhängigkeit von Frankreich und unmittelbare Übernahme französischer Vorbilder gekennzeichnet war – befaßt sich Wohlfeil eingehend mit der Entwicklung in *Preußen*, hat doch Preußen als erster Staat mit seiner Wehrgesetzgebung von 1814/15 die allgemeine Wehrpflicht realisiert und die Möglichkeit der Stellvertretung, die in einzelnen schweizerischen Kantonen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehen blieb, abgeschafft. «Die Entscheidung ... fiel allerdings nicht so sehr auf Grund der ideellen Motive, die in den Überlegungen der Reformer stark angeklungen waren, und erst recht nicht infolge der Ursachen, die ihr später aus nationaler oder liberaler Sicht zugeschrieben wurden, sondern vor allem aus Zweckmäßigkeitserwägungen und infolge von Entschlüssen, die der Tagespolitik entsprangen» (S. 186). Dagegen war in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht von 1793 eine «notbedingte Zwangsmaßnahme» (S. 46) und hatte nur provisorischen Charakter. Das französische Wehrgesetz vom 5. September 1798, das als erstes Gesetz der Neuzeit die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung institutionell für ein stehendes Heer einführte, galt nur sehr kurze Zeit. Bereits im Gesetz vom 8. März 1800 wurde die Stellvertretung wieder zugelassen. Nach der Napoleonischen Zeit kehrte Frankreich zu einem sich aus den unteren Volksschichten rekrutierenden Heer zurück. In Preußen dagegen ist dank dem Zusammenwirken der zivilen und militärischen Reformer ein vorbildliches Gesetzeswerk geschaffen worden. «Preußen überlieferte der Welt der Neuzeit die allgemeine Wehrpflicht als dauerhafte Institution» (S. 117 f.).

Auf die innere Struktur des preußischen *Offizierkorps* hatten die Scharnhorstschen Reformen auf die Dauer keinen entscheidenden Einfluß. Zwar wurde in der Theorie die Offizierslaufbahn mit dem «Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepéefähnriche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie» vom 6. August 1808 allen Staatsbürgern erschlossen. Der Offizierbewerber sollte zukünftig nach seinem Charakter und seinem Können, das heißt nach seiner Leistung, beurteilt werden. Doch erreichten die Reformer in der Praxis lediglich, daß die Offizierslaufbahn *den vom Korps ausgewählten* Bürgerlichen eröffnet wurde und daß der Adlige gezwungen war, sich ein Mindestmaß an Bildung anzueignen. Auch die Beförderung nach Leistung konnte sich nicht durchsetzen. Beförderungsgrundsatz blieb die «bedingte Anciennität», die eine gewisse Bildung des Offiziers voraussetzte, sich aber – im Gegensatz zu den Forderungen Scharnhorsts – bei der Beurteilung des Soldaten nur auf die Frage nach spezifisch militärisch-fachlichen Kenntnissen und Fähigkeiten auswirkte. «In das nationalstaatliche Zeitalter trat Preußen mit einer Armee ein, die wohl auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhte, die aber ganz offensichtlich eine königliche Armee geblieben war mit bewußt absolutistischen Zügen» (S. 188).

Mit seiner scharfsinnigen Untersuchung bereichert Wohlfeil die Militärgeschichtschreibung und die Geschichtswissenschaft ganz allgemein um einen wertvollen Beitrag. jz

Wer will unter die Soldaten. Von Virgil Partch und Christian Strich.

Fremdenlegion für Anfänger. Von Jakob Pinard und Bose. Diogenes-Verlag, Zürich 1964.

Es ist zwar kaum so, daß der Scherz im Ernst des Soldatenlebens zu kurz käme. Wer aber dennoch ein Mittel gegen den tierischen Ernst des Soldatenalltages benötigt, der greife ruhig zu dem Diogenes-Tabu-Büchlein «Wer will unter die Soldaten».

Ob die Anleitung «Fremdenlegion für Anfänger» manchen Legionärsanwärter vom Beitritt in die Legion abschrecken wird, mag bezweifelt werden; ob sie ihm das Leben in der Legion dann versüßen wird, ebenfalls. WM

Wenn Sie für sich und Ihre Familie vorsorgen, erwarten Sie, daß diese Vorsorge auch die mit Ihrer persönlichen Entwicklung wachsenden Bedürfnisse deckt

Die «Vita» hat mit ihrem neuen

Aufbau-Plan mit progressivem Kapitalzuwachs

eine Versicherung geschaffen, welche auch den Verhältnissen von morgen Rechnung trägt.
Wir arbeiten Ihnen gerne einen individuellen Vorschlag aus und erteilen Ihnen jede weitere Auskunft.

«Vita» Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Hauptsitz: Mythenquai 10, Zürich 2 Briefadresse: Postfach 764, 8022 Zürich